

In unserer Gemeinde gibt es wenig Akademiker, fast keine LehrerInnen, Ärzte etc. Nur einzelne arbeiten mit. Die meiste Arbeit wird ehrenamtlich getragen von mittleren Angestellten und Arbeitern, Frauen wie Männern. Die Pastoralreferentin, die beiden Pfarrsekretärinnen und der Zivildienstleistende tragen mit mir diese Konzeption der Gemeindegemeinschaft und verstehen so auch ihre eigene Arbeit.

In manchen Bereichen ist es uns gelungen, in den sozialpolitischen Raum der Stadt vorzudringen. Die Stärke einer Gemeinde (oft im Unterschied zum Caritasverband) liegt aber zugleich in der Einzelhilfe. Die Gemeinde ist den Menschen nah. Die Hilfe kann unauffällig geschehen. Es gilt dabei, die Betroffenen immer mehr zum Subjekt ihres Lebens werden zu lassen und sie nicht als Objekte unserer karitativen Tätigkeit zu betrachten. Wichtig ist dabei, sie nach Möglichkeit zu Gruppen zusammenfinden zu lassen. Es gilt, Lebensräume für die Betroffenen zu schaffen und/oder sie in die anderen Lebensräume der Gemeinde mit einzubeziehen (z. B. bei uns eine alleinerziehende Sozialhilfeempfängerin und ein Rollstuhlfahrer als gewählte Mitglieder im Pfarrgemeinderat).

Die verschiedenen sozialen und karitativen Aktivitäten haben einen guten Ruf in der Gemeinde, und doch sind es oft eben nur kleine Gruppen, die sich der verschiedenen Anliegen annehmen. Sie arbeiten vielfach nebeneinander her. Schwierig zu beurteilen ist die Bewußtseinsbildung und die Einstellungsänderung, die mit all diesen Aktivitäten verbunden sein sollte. Ich bin jetzt seit 20 Jahren hier in der Gemeinde. Oft bin ich erschrocken über manche Äußerungen auf dem Kirchplatz, abfällige Äußerungen über verschiedene „Rand“-Gruppen: Stammtischparolen, die die allgemeinen Vorurteile weitertragen. Der Prozeß der Einstellungsänderung ist mühsam und beginnt immer wieder neu, gerade jetzt in Zeiten der knapper werdenden Kassen und der unausgewogenen Sparpläne im sozialen Bereich ... „Hoffen geschieht im Tun des nächsten Schrittes“ (Karl Barth)³.

³ Vgl. dazu: F. Kerstiens, Zwischen Anpassung und Veränderung. Mit einer Ortsgemeinde auf dem Weg, in: T. R. Peters (Hg.), Theologisch-politische Protokolle, Mainz 1981, 15–27.

Jutta Henke

Materielle Armut und (sozial-)psychologische Nöte

Am Beispiel einer Frau, die mit ihren zwei Kindern längere Zeit in einer Obdachlosenunterkunft leben mußte, bevor sie in ein Wohnhaus der Caritas einziehen konnte, und auf dem Hintergrund des Armutsberichtes des Deutschen Caritasverbandes von 1993 wird im folgenden geschildert, welche Ausmaße inzwischen die Armut auch in unseren Ländern angenommen hat und welche Folgen sich daraus für die betroffenen Menschen ergeben. red

Ingeborg H. war verzweifelt, als ihre Familie nach einer Zwangsräumung in eine städtische Obdachlosenunterkunft eingewiesen wurde. Zwei Räume, 45 m² groß, keine Heizung und kein Bad, die Toilette auf dem Flur, die Wände feucht. Der erste Blick – ein Schock. Hier sollte sie leben?

Dann kam die Angst. Würde das Jugendamt ihr jetzt auch noch Sascha und Nadine wegnehmen? Von ihrem Mann war wenig Hilfe zu erwarten. Arbeitslos und Alkoholiker, seinen Kindern ein liebevoller Vater, das schon, aber unzuverlässig, süchtig eben ... Irgendwann hatten sie die Miete einfach nicht mehr zahlen können. Die Räumung ließ sich nicht verhindern.

Wenn sie heute über die acht Monate in der Unterkunft spricht, kehrt sie immer wieder zu diesem ersten Augenblick zurück, als sie sich im zugigen Hausflur wiederfand, ihr ganzes Hab und Gut in Kisten auf der Straße stand und sie überlegte, sich und den Kindern lieber etwas anzutun, als hier und so leben zu müssen. In der ersten Zeit verfiel sie in tiefe Depressionen.

Die mehrfache Hilflosigkeit der Betroffenen

1993 stellte der Deutsche Caritasverband seine Armutsuntersuchung vor. Sie belegte überdeutlich das Ausmaß an Armut, mit dem karitative Dienste und Einrichtungen täglich konfrontiert sind, und war Anlaß für den Verband, seine „Option für die Armen“ öffentlich zu erneuern. Jeder zweite Klient, der zur Caritas kommt – so ergab die Studie – hätte einen Anspruch auf Sozialhilfe. Aber nur 56% aller Sozialhilfeberechtigten machten ihren Anspruch geltend. Fast ein Drittel

aller Befragten waren zur Sicherung ihrer Existenz auf Hilfe zum Lebensunterhalt angewiesen, über die Hälfte von ihnen zwischen drei und zehn Jahre oder sogar noch länger. In jeder zweiten Beratung ging es um den privaten Unterhalt und Sozialleistungen, 42% aller Klienten und Klientinnen wurden wegen Arbeitslosigkeit, ein Drittel wegen Wohnungsproblemen beraten. Deutlich belegte die Studie die unglückliche Verkettung von fehlendem oder geringem Einkommen, Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, sozialer Benachteiligung und Ausgrenzung, die die Situation armer Menschen in unserem reichen Land kennzeichnet.

Armut ist ein Phänomen mit vielen Ursachen. Aber das Gefühl, immer weiter an den Rand der Gesellschaft zu geraten, „abgekoppelt“ zu sein von dem, was sich rundherum abspielt, keinen Einfluß auf den Lauf der Dinge zu haben, nicht gefragt zu werden und nicht zu verstehen, was „die“, egal wer immer es sei, da eigentlich tun, dieses Gefühl findet sich bei fast allen Betroffenen. Hilflös beschreiben die Sozialwissenschaften diejenigen gesellschaftlichen Phänomene, die ihm folgen und nicht nur Ausdruck subjektiver Lebensgefühle sind, sondern den Zusammenhalt und den Bestand demokratischer Gemeinwesen überhaupt gefährden: Schulschwänzen und Kinderkriminalität, Vandalismus in öffentlichen Verkehrsmitteln oder im Wohnquartier, Wahlmüdigkeit, Depression und Zukunftsangst.

Wie schützt man seine Kinder?

Für Ingeborg H. begann eine schlimme Zeit. Der Alkoholkonsum ihres Mannes fraß das bißchen Arbeitslosenhilfe auf, das er erhielt. Frau und Kindern blieb nichts. Beim Sozialamt riet man Frau H., sich von ihrem Mann zu trennen. Als Alleinerziehende mit zwei Kindern hätte sie dann Anspruch auf Sozialhilfe gehabt. Auch Ingeborg H. wußte, daß die, zumindest vorübergehende Trennung von ihrem Mann unausweichlich war. Aber zum jetzigen Zeitpunkt? Den Kindern und ihr wäre die Obdachlosenunterkunft geblieben. Ihr Mann aber hätte ins Männerasyl gehen müssen, wäre wohnungslos vielleicht ganz auf der Straße gelandet. Daran wollte sie nicht schuld sein. Um ihm den Absturz zu ersparen, hielt sie aus.

Alle Energien setzte sie in dieser Zeit daran,

ihren Kindern ein „normales“ Leben zu ermöglichen. Sascha, der Ältere, konnte ihre Lage schon sehr genau einschätzen. Peinlich vermied er es, seine Adresse zu nennen oder Freunde mit nach Hause zu bringen. Aber zumindest blieben seine Schulleistungen konstant, darauf ist Ingeborg H. heute noch sehr stolz. In der Schule wußte niemand Bescheid. Ein wenig Unterstützung fand sie bei den Erzieherinnen in Nadines Kindergarten, die sich nach Kräften dafür einsetzten, eine neue Wohnung für die Familie zu finden.

Das Verstecken der Armut

Armut versteckt sich – das wissen wir längst. Sie versteckt sich vor uns und mitten unter uns. Unter welchen zusätzlichen Opfern dies oft geschieht, machen wir uns meist nicht bewußt. In der anhaltenden Diskussion um den Mißbrauch von Sozialleistungen wird oft übersehen, daß die Dunkelziffer derjenigen, die berechnigte Ansprüche – auf Sozialhilfe oder Wohngeld – nicht geltend machen, viel größer ist als die Zahl der sogenannten „Sozialschmarotzer“. Um nicht zum Amt zu müssen, um nicht alle persönlichen Verhältnisse offenlegen zu müssen, das letzte bißchen Privatheit einzubüßen, um die „bürgerliche Unbescholtenheit“ zu wahren, aber auch aus Unwissenheit verzichten immer noch viel zu viele Menschen auf das Mindeste. Armut versteckt sich aber auch, wenn alleinerziehende Frauen von Toastbrot und Marmelade leben, damit die heranwachsenden Kids die Klamotten tragen können, die eben alle haben. Armut versteckt sich, wenn die Kinder nicht mit auf die Klassenfahrt dürfen, weil sie angeblich nicht ganz gesund sind. Mangelndes Interesse an der Bildung ihrer Kinder wird den Eltern dann oft vorgeworfen, aber keiner fragt, ob das Kind genügend Unterhosen oder einen Schlafanzug hat. Armut versteckt sich, wenn wohnungslose Frauen sich für eine Schlafgelegenheit lieber prostituieren als auf die Straße zu gehen und wenn Frauen aus dem Frauenhaus in eine Gewaltbeziehung zurückkehren, weil sie Angst haben, andernfalls ihre Existenz ganz aufs Spiel zu setzen.

Endlich wieder eine Wohnung

Als Ingeborg H. in das Wohnhaus des Cari-

tasverbandes einzog, hatte sie seit Wochen nicht mehr richtig geschlafen. Das Jugendamt hatte ihre Bewerbung um eine der 14 Wohnungen sehr unterstützt, bei der Wohnungsbesichtigung aber brachte sie vor Aufregung kaum einen Satz heraus. Die Spannung löste sich erst Tage später. Sie kam ohne ihren Mann, der verbittert vorübergehend zu Bekannten auf einen Campingplatz zog.

Vermieter ihrer Wohnung ist der Caritasverband (Rheine), gebaut wurde das Wohnhaus mit öffentlichen Mitteln. Zuschüsse erhielt der Verband von der Stadt (Rheine), der Stiftung Wohlfahrtspflege sowie dem Bistum (Münster). Dem seit 1993 bestehenden Wohnhaus liegt wie vielen anderen inzwischen realisierten sozialen Wohnprojekten der Gedanke zugrunde, daß Armut und Existenznot jede noch so notwendige und sinnvolle sozialpädagogische Hilfe be- und verhindern. Erst wenn die existentiellen Bedarfe gedeckt sind, können weitergehende Hilfeangebote greifen, lassen sich Perspektiven entwickeln, Pläne schmieden und umsetzen. Die Bereitstellung einer Sozialwohnung für diejenigen Menschen, die die größten Schwierigkeiten haben, sich am Wohnungsmarkt mit einer Wohnung zu versorgen, wurde daher mit einem unmittelbar im Haus befindlichen Beratungsangebot verbunden. So einfach und selbstverständlich man sich bei manchen Nachbarn ein Pfund Kaffee oder ein paar Filtertüten leihen kann, so „normal“ kann man hier Beratung in Anspruch nehmen, Alltagssorgen besprechen oder dringende Angelegenheiten regeln. Der Einzug ins Wohnhaus bedeutete für Ingeborg H. nicht das Ende ihrer Armut. Als alleinerziehende Mutter zweier schulpflichtiger Kinder ohne eigene Ausbildung wird sie wohl noch für lange Zeit auf die Unterstützung der Sozialhilfe angewiesen sein. Wohl aber endete mit dem Umzug die Zeit der Ohnmacht und der Hilflosigkeit. Ihre Wohnung heute – hier kann ihr nicht von einem auf den anderen Tag die Umsetzung in eine andere Unterkunft drohen – ist ein kleines Schmuckstück, liebevoll eingerichtet und ausgestattet. Die Veränderung ist spürbar. So wie die Topfblumen auf einmal gediehen in der neuen Umgebung, so sehe man auch ihr an, wie gut es ihr gehe, habe ihre Freundin gesagt.

„Solidarisch gegen Wohnungsnot“

Gerade arme und benachteiligte Menschen müssen sich als Teil der Gesellschaft erleben. Eine unverzichtbare Funktion der Beratung ist es deshalb, ihnen Stimme und Gehör zu verleihen. So wie schon 1844 Bettina von Arnim ein „Armenministerium“ als Vertretung für den „4. Stand“ forderte, müssen wir auch heute die Beteiligung von Betroffenen zulassen und anstoßen. Der Stab läßt sich nur schwer über Menschen brechen, die mit am Tisch sitzen, das ist eine alte Erkenntnis, und nur wo der Dialog beginnt, ist auch eine Lösung in Sicht.

Deshalb endet auch die Geschichte der Ingeborg H. nicht mit dem Happy End ihres Einzuges in die schöne, neue Wohnung. Sie geht weiter. Denn Ingeborg H. bezieht Stellung. Und sie wird gehört. Am Runden Tisch erklärt sie dem Leiter des Wohnungsamtes und der Sozialdezernentin, warum die sanitären Bedingungen in Obdachlosenunterkünften fraglos menschenunwürdig seien. Ihr Expertentum muß anerkannt werden, sie war schließlich, die ihre Kinder monatelang in der Schüssel wusch oder sie zum Duschen zu Nachbarn brachte. Fremden erlaubt sie den Blick in die Unterkunft und in die neue Wohnung. Und der kurze Videofilm über ihre Situation und die anderer armer Frauen wird wiederum zum Anstoß einer gemeinsamen Aktion von Caritas und Kirchengemeinden, die im vergangenen Herbst startete und im Frühjahr fortgesetzt wird: „Solidarisch gegen Wohnungsnot“. Viele Menschen lassen sich beim Caritasverband beraten. Viele von ihnen suchen dringend eine andere, bessere, kleinere, größere oder billigere Wohnung. Die in den Gemeinden Tätigen, die Frauengruppen, Seniorengemeinschaften oder die Pfarrcaritas kennen die Situation vor Ort genau. Oft wissen sie, wo Wohnungen frei sind, kennen die Vermieter. Sie alle, die Pfarrgemeinden, Vermieter, Wohnungssuchende und Caritas arbeiten gemeinsam an dem Ziel, die Situation von Wohnungsnot betroffener Menschen zu verbessern. Wenn die Wohnungssuchenden persönlich bekannt sind, lassen sich Vermieterängste abbauen, läßt sich eine Betreuung organisieren. Jede Gemeinde sucht eine Wohnung für „ihre“ Familie. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Caritasverbandes

des vermitteln und moderieren. Innerhalb kurzer Zeit gelang es auf diesem einfachen Weg solidarischen Miteinanders, etliche Familien mit Wohnungen zu versorgen. Erreicht wurde so nicht nur die unmittelbare Verbesserung der Lebensbedingungen einiger armer Menschen, sondern auch ihre Integration in das Wohnumfeld und die Gemeinde. Beides, die Versorgung mit dem Lebensnotwendigen und die gesellschaftliche Teilhabe, sind notwendig, um Armut und Ausgrenzung dauerhaft zu überwinden.

Charlotte Schaedler

Solidarität allein genügt nicht

Ein Praxis-Bericht über die Ökonomie der Gütergemeinschaft in der Schweiz

Die Fokolar-Bewegung beschreitet mit ihrer „Ökonomie der Gütergemeinschaft“ gegenüber anderen vergleichbaren Einrichtungen neue Wege: Sie hilft den Armen nicht nur aus christlich gelebter Gütergemeinschaft heraus, sondern sie gründet Betriebe, die eine stärkere Einbeziehung der Armen in Arbeits- und Bildungsprozesse zum Ziel haben. red

Im Mai 1991 besuchte Chiara Lubich, Gründerin und Präsidentin der Fokolar-Bewegung, die Gemeinschaft von Brasilien.

Obwohl von früheren Besuchen her schon vertraut mit den enormen sozialen Problemen des Landes, war sie betroffen angesichts der großen Diskrepanz zwischen Arm und Reich, dem Auseinanderklaffen zwischen noblen Villenquartieren und dem Elend der Favelas.

200.000 Personen ungefähr gehören in Brasilien zur Fokolar-Bewegung. Wie überall auf der ganzen Welt leben auch sie untereinander die persönliche Gütergemeinschaft, nach dem Vorbild der ersten Christen: „Seht wie sie einander lieben . . . und keiner unter ihnen litt Not.“

Bei ihrem Besuch mußte Chiara L. nun allerdings feststellen, daß es der Gemeinde – trotz aller Bemühung – nicht gelungen war, allen ihren Notleidenden zu helfen.

Wenn die persönliche Gütergemeinschaft nicht ausreicht, um die größte Not zu beheben, dann müssen wir eine neue Ebene fin-

den, auf der sie gelebt wird – das waren Fazit und Konsequenz aus dieser Erkenntnis. Bei einem Gespräch mit Jugendlichen und Erwachsenen in der Modellsiedlung Araceli bei São Paulo, nahm eine ganz entscheidende Idee Gestalt an:

Wir müssen rund um unsere Modellsiedlung (wo schon einige Betriebe bestehen, die dem Unterhalt der dort lebenden und arbeitenden Personen dienen) *weitere neue Betriebe gründen*, und aus deren Gewinn werden wir den Notleidenden helfen.

Auch andere, schon bestehende Betriebe, die unseren Leuten gehören, können sich diesem Projekt einer „Ökonomie der Gütergemeinschaft“ anschließen. Und ihren Gewinn nach folgendem Schlüssel aufteilen:

- Ein Teil des Gewinns wird in den Betrieb investiert.

- Ein Teil dient der Bildungsarbeit und Förderung von Lebensschulen, wo Menschen sich, gemäß dem Evangelium, in einer Kultur des Gebens einüben werden.

- Und ein Teil dient dazu, den Notleidenden ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen.

Ursprünglich war das alles nur für Brasilien gedacht. Aber der Funke sprang über, und mehrere Unternehmerinnen und Unternehmer aus Europa und der ganzen Welt beschlossen, ihre Betriebe ebenfalls nach diesen Grundsätzen zu führen und sich der OedG anzuschließen.

Heute zählt man weltweit 540 angeschlossene Betriebe unterschiedlichster Größe und aus verschiedensten Sektoren: Industrie, Kleingewerbe, Dienstleistung, Planung und Beratung.

Wenn man bedenkt, daß der weitaus größte Teil aller neu gegründeten Firmen in der sogenannten Dritten Welt entstanden ist, hat man wahrhaftig allen Grund, sich erstens über die dadurch neu geschaffenen Arbeitsplätze zu freuen, und sich zweitens über die materiellen Beiträge, die von ihnen kommen, mit Respekt zu wundern.

Tatsächlich:

Um dieses Wirtschaftsmodell zu verwirklichen, genügt Solidarität allein nicht!

Es braucht dazu nämlich Menschen mit einer neuen Gesinnung, einer neuen Mentalität und Lebenshaltung.

Mit einem Wort: es braucht Menschen, die fähig sind, eine *Kultur des Gebens* zu leben.

Ökonomie der Gütergemeinschaft in der Schweiz

Das spüren auch die 21 Unternehmerinnen und Unternehmer in der Schweiz. Ihnen, die aus allen drei Sprachregionen des Landes kommen und dadurch auch ihre spezifische Eigenart und Kultur mitbringen, ist es ein fundamentales Bedürfnis, sich regelmäßig zu treffen, um sowohl ihre betrieblichen, wie auch ihre persönlichen Erfahrungen und Probleme untereinander auszutauschen, sich gegenseitig zu ermutigen und zu stützen und – last but not least – sich gemeinsam in dieser neuen Mentalität einzüben. Und sie sind nicht die einzigen, die dieses Bedürfnis spüren. Auch andere, die nicht Unternehmer sind, möchten an dieser Initiative teilhaben und mithelfen, eine Gesellschaft aufzubauen, in der Solidarität und Mitmenschlichkeit ihren Platz haben. So sind neben Betrieben noch zahlreiche andere Aktivitäten entstanden, wo junge und ältere Personen, Berufstätige und Pensionisten ihre Arbeitskraft und ihre Freizeit in den Dienst der OeDG stellen wollen.

Um nur einige der Aktivitäten herauszugreifen:

Sie arbeiten zum Beispiel in den verschiedenen Secondhand-Läden „Von und Für“, oder in Bügel- und Flickateliers, oder sie betreiben Marktstände an verschiedenen Märkten. Und sie alle haben das Bedürfnis, irgendwo „aufzutanken“.

Dazu bieten die Modellsiedlungen der Fokolar-Bewegung gute Gelegenheiten.

Die Modellsiedlung „Eckstein“ in Baar/Zug offeriert z. B. nicht nur Treffen und Kurse. Sie hat auch drei Ferienwohnungen zur Verfügung, die von einzelnen oder Gruppen belegt werden können, die sich für kürzere oder längere Zeit, zusammen mit den ständigen Bewohnern der Modellsiedlung, in dieser neuen Lebenshaltung einüben wollen: miteinander leben, miteinander arbeiten, miteinander feiern . . . , so etwa könnte man das Programm überschreiben.

Die Mitarbeit in der kleinen, aber mittlerweile recht renommierten Teigwarenfabrik „Pasta Baar“ und im „Von und Für“-Laden, die in diese Modellsiedlung integriert sind, ist ganz wichtiger Bestandteil dieser Schulung auf Zeit. Nachher, und das ist wichtig, verläßt man ja den geschützten Rahmen, um

am eigenen Platz, draußen in der Welt, die gleiche Realität zu leben.

Wie funktionieren die Betriebe?

Und wie sieht die Realität bei den 21 angeschlossenen Betrieben aus, wie funktionieren sie, wo unterscheiden sie sich eventuell von anders geführten Firmen?

Auch sie spüren selbstverständlich den rauen Wind der heutigen Wirtschaftslage. Grundsätzlich arbeiten ja auch sie nach marktwirtschaftlichen Prinzipien. Gewinn oder Verlust werden von der Unternehmerin, dem Unternehmer selbst getragen, und das Risiko ist genau gleich, wie in anderen Betrieben auch.

So mußte eine Modeboutique, die 1994 in der Altstadt von Zug eröffnet wurde, im vergangenen Sommer ihre Tore leider wieder schließen. Sie wurde mit großem Einsatz und beachtlichem Knowhow geführt. Aber das Überangebot an Kleidergeschäften und die Entwicklung der Einkaufsmöglichkeiten weg von der Altstadt machten das Aufbauen einer Stammkundschaft praktisch unmöglich, und so mußten die nötigen Konsequenzen gezogen werden.

Ansonsten setzen die Geschäftsinhaber für sich und ihre Angestellten einen angemessenen, fairen Lohn ein, denn Askese ist hier nicht angesagt. Und selbstverständlich bemühen sie sich sowohl um ein gutes Arbeitsklima wie auch um gute, tragende Beziehungen zu ihren Mitarbeitern. Auch das ökologische Bewußtsein und Verantwortungsgefühl hat in ihren Betrieben seinen festen Platz. Übrigens kann es durchaus passieren, daß ein Betrieb vorübergehend keinen Gewinn abwirft. Da werden keine Angaben überprüft. Die Freiwilligkeit hat einen sehr hohen Stellenwert.

Erfreulich und ermutigend ist es zu sehen, daß die Betriebe, trotz aller wirtschaftlicher Erschwernis im allgemeinen, in zunehmendem Maß ihre materiellen Beiträge an die Ökonomie der Gütergemeinschaft leisten können.

Was hat sich für die UnternehmerInnen geändert?

Vielleicht drängt sich nun noch die Frage auf, ob und was sich für Unternehmerinnen und Unternehmer durch den Anschluß an dieses neue Wirtschaftsmodell geändert hat?

Hier einige Echos:

Meine Tanzschule „gehört“ nicht einfach mehr mir. Ich fühle mich in einer neuen Weise verantwortlich.

Wir fühlen uns als Verwalter unseres eigenen Betriebes.

Diese freiwillige Gütergemeinschaft lehrt uns, die Dinge für andere zu tun.

Wir haben dem Geld gegenüber eine neue Unabhängigkeit gewonnen. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, durch eine kleine buchhalterische Manipulation in der Steuererklärung eine Subvention zu bekommen. Aber wir fragten uns: Was soll Gott mit diesem erschwindelten Geld anfangen?

Unsere Zugehörigkeit zur Ökonomie der Gütergemeinschaft erfüllt uns mit der großen Hoffnung, zur Linderung der Armut in der Welt etwas beizutragen und die Mentalität in unserer Gesellschaft zu verändern.

Es hat meine Einstellung zur Arbeit verändert: Gewinn und Verlust stehen nicht mehr an erster Stelle.

Die Not in der Welt läßt keine andere Antwort als Solidarität zu.

Einübung in die Kultur des Gebens

Die Kultur des Gebens muß intensiv eingeübt werden, schon von unseren Kindern. Das sagte Chiara Lubich in einer Pressekonferenz anlässlich einer Preisverleihung.

Mit diesem kleinen Originalbericht über den „jüngsten und kleinsten angeschlossenen Betrieb“, der vier Kindern gehört, möchten wir schließen:

„Seit mehr als einem Jahr besitzen wir eine Hühnerfarm. In unserem Betrieb arbeiten fünf Personen, und das Wichtigste für unsere Aktivität sind unsere 20 Leghühner. Jeden Tag füttern wir sie mit gekauftem Getreide und Gartenresten. Wir sammeln die Eier täglich ein, durchschnittlich 18–20 Stück. Wir putzen und klassifizieren sie und bezeichnen sie mit dem Legedatum. Am Samstag liefern wir die Eier aus. Wir haben viele Stammkunden in der Nachbarschaft, denen wir das Ziel unseres Unternehmens erklärt haben.

Einmal im Monat machen wir die Abrechnung und teilen den Gewinn auf: Ein Drittel brauchen wir, um unser Unternehmen auf den Beinen zu halten. – Ein Drittel, das ist unser Sackgeld. – Und das letzte Drittel geht in die Gütergemeinschaft.“

Wolfgang Knüfer

Sozial-Diakon

Ganz auf der Seite der Armen

Die Vertiefung der Diakonie der ganzen Kirche war und ist der Sinn der Erneuerung des Ständigen Diakonates auf und nach dem II. Vatikanischen Konzil. Die Diakonatsbewegung war stark geprägt von Caritas-Mitarbeitern wie Hannes Kramer. Im folgenden erzählt er hauptberuflich im Dienst der Armen stehender Diakon, wie er seine Tätigkeit als Diakon versteht, welche Nöte ihm begegnen, wie und mit wem er seine vielfältigen Dienste leistet. red

1. Wie kam es zur Einrichtung einer Stelle eines Sozial-Diakons?

Der Gedanke, in Friedrichshafen eine Diakonenstelle für die Armen einzurichten, ist nicht am Schreibtisch geboren worden. Vielmehr waren zwei Diakone der Stadt von der Not mancher Menschen betroffen und erkannten Bereiche der Bedürftigkeit, die von niemandem abgedeckt wurden. Sie waren der Meinung, ein „Anwalt für die Armen“ könne die Probleme angemessen lösen. Der religiöse Hintergrund dieser Überlegungen war das Wort des Propheten Jesaja: „Wenn du den Darbenden satt machst, dann geht im Dunkel dein Licht auf“ (Jes 58, 10).

Die Gesamtkirchengemeinde und die Diözese konnten sich unserer Idee nicht verschließen und wagten ein Experiment: Zu Beginn des Jahres 1995 wurde die Stelle eines Sozial-Diakons installiert, und ich selbst wurde mit dieser Aufgabe betraut.

Eine Diakonenstelle „nur“ für die „Armen“ einzurichten ist sicher lobenswert; doch schwingt bei dieser Feststellung gleich die Frage der „Effizienz“ mit.

Darüber eine Beurteilung abzugeben ist in einer Konsumgesellschaft mit ihren tausend Wohlstandsfacetten nicht leicht. Armut als solche ist in der Leistungsgesellschaft wertlos; im Koordinatenkreuz der Gewinnmaximierung bewegt sie sich ganz im negativen Bereich. Sie bringt auch der Volkswirtschaft keinen Nutzen; selbst nicht durch sozialhilferechtliche Anschubkräfte des Staates. Daraus folgt: Im Chor der Gutsituierten ist der sogenannte Arme ohne Stimme, stimmlos. Oft hat es ihm auch die Stimme gerade-